

als ein changierendes. „Femminielli wechseln situativ ... zwischen maskulin und feminin und können je nach Sichtweise entweder beides oder weder noch sein. Sie legen sich nicht fest“ (201).

Zu kurz gekommen ist in der vorliegenden Ethnografie die Frage einer konkreten Verbindung der Femminielli zum Übernatürlichen *aus Sicht ihres gesellschaftlichen Milieus*, die sie möglicherweise für die Organisation von Frauen-Tombolas und von Wallfahrten prädestiniert. Es findet sich zwar u.a. die Darstellung persönlicher Religiosität und Teilhabe der Femminielli an der örtlichen Glaubensgemeinschaft und außerdem die Beschreibung zweier „frivole(r) Wallfahrten“ (180) mit anschließendem Festmahl, bei denen der Autor dabei war; ansonsten jedoch übernimmt Atlas Rückschlüsse aus der gesichteten Literatur, um die Bedeutung der Femminielli im Sakralen für ihre soziale Umgebung zu manifestieren. Deutlich geht indessen aus dieser lesenswerten Forschung hervor, wie sehr das „Funktionieren[] von Geschlechtskonstruktionen ... an einen bestimmten sozialen Raum“ (204) gebunden ist

Mona Hanafi El Siofi

Muslimische Migrant_innen kommen zu Wort...

Ahmet Toprak (2010) *Integrationsunwillige Muslime? Ein Milieubericht*. Freiburg: Lambertus Verlag (180 S., 20,90 Euro).

Angesichts der heißen öffentlichen Debatten um Integration bzw. Integrationsunwilligkeit von in Deutschland lebenden Muslim_innen möchte der Diplom-Pädagoge, Männer- und Gewaltforscher Ahmet Toprak eben diejenigen „persönlich zu Wort kommen“ (12) lassen, um die es dabei geht, die aber bislang nur randständig in die Auseinandersetzungen miteinbezogen wurden. Für seine qualitativ orientierte Forschung interviewte der Autor in München, Dortmund und Berlin 71 Männer und 53 Frauen im Alter von 15 bis 74 Jahren, von denen 95 einen türkischen, die übrigen 29 einen arabischen Hintergrund haben. Fast drei Viertel der Personen stammen aus der Arbeiterschicht und haben einen niedrigen Bildungsstandard, mindestens ein Viertel des Samples besitzt ein höheres Bildungsniveau (15 ff). In den Einzel- und Gruppeninterviews kamen folgende Themen zur Sprache: Kopftuch, Ehre/ Ehrenmorde, Zwangsehe, Gewalt/ Homophobie, Gleichberechtigung, Teilnahme am Schwimm-, Sport- und Sexualekundeunterricht sowie Klassenfahrten, die Rolle der Kultur- und Moscheevereine, Einfluss der Medien, Islamismus/ Terrorismus, Diskriminierung und schließlich die Frage der Integration (vgl. 14). In der Publikation sind diesen Inhalten jeweils eigene Kapitel gewidmet. Zur Untermauerung oder Diskussion seiner Analyseergebnisse bezieht sich der Autor auf einschlägige Fachliteratur und Studien.

Die meisten Kapitel der Publikation vermitteln einen guten Einblick in die bearbeitete Fragestellung. Eine entsprechende Plastizität wird durch die

zahlreichen Fallbeispiele und Interviewausschnitte gewährleistet. So wird etwa beim Thema Zwangsehe der Unterschied zu den – oft favorisierten – arrangierten Ehen exzellent verdeutlicht. Letztere kommen zwar durch die Vermittlung zweier Familien zustande, aber beide Brautleute willigten in das Ehebündnis ein oder konnten es bereits im Vorfeld, ohne die Gefahr einer Sanktionierung, ablehnen. Der Zwangsehe indessen liegen überwiegend wirtschaftliche Interessen zugrunde, wie z.B. Angehörigen den Zuzug nach Deutschland zu ermöglichen. Hervorzuheben ist auch die ausführliche Erläuterung des komplexen türkischen Ehrbegriffs. Im Anschluss daran wird überzeugend aufgezeigt, dass die meisten ‚Ehrenmorde‘ gar keine sind, sondern u.a. aus Eifersucht begangen bzw. in Auftrag gegeben werden. Bei einer Publikation mit wissenschaftlichem Anspruch, wo man sich quasi auf die Richtigkeit oder Umsichtigkeit von Expert_innenaussagen verlässt, ist es jedoch ärgerlich, wenn die Ausdrucksweise hin und wieder so ungenau gerät, dass sie irreführt oder gut vorinformierte Leser_innen wenigstens irritiert: „Zur ehrenhaften und sauberen Frau gehört auch, dass die Achsel- und Beinhaare rasiert werden; dies gilt auch für die Männer“ (46). In dem Beispiel wird der Eindruck erweckt, als sollten sich Männer die Beine rasieren, was unglaublich erscheint. Zumindest im arabischen Raum ist das bei Männern mit Sicherheit nicht der Fall, sondern betrifft, wenn überhaupt, nur ihre Achsel- und außerdem die Schamhaarentfernung (wobei letztere desgleichen für Frauen relevant ist). Während für Männer Körperbehaarung als Zeichen ihrer Virilität durchaus eine Rolle spielt, wird bei Frauen deutlich mehr Wert auf Enthaarung als Ausdruck ihrer ‚Sauberkeit‘ bzw. Femininität gelegt. Um noch ein weiteres Beispiel zu nennen: „Nach der Hochzeit, die auch einen neuen sozialen Status der Frau bedeutet, darf ein ‚Pony‘ aus dem Kopftuch heraus schauen“ (45). Das als eine allgemeingültige Regel des Kopftuchtragens zu formulieren, ist schlicht unzutreffend; der Autor müsste diesen Umstand etwa als für den traditionellen türkischen Kontext gültigen explizit machen – denn immerhin gibt es innerhalb des Islam genauso viele unterschiedliche Ausprägungen wie im Christentum, und das klingt ebenfalls in der vorliegenden Studie an, wenn alevitische und sunnitische Haltungen voneinander abgesetzt werden.

Es könnte an dem Versuch liegen, die vielen Themenfelder in einer Veröffentlichung unterzubringen – hinsichtlich der Materie Kopftuch sowie Gleichberechtigung ist Topraks Bearbeitung eher unbefriedigend ‚dünn‘, wirken die Ausführungen nicht ganz ausgereift. Beispielsweise mag für viele Leser_innen besonders erstaunlich sein, dass hier befragte Musliminnen, und zwar auch solche, die sich bewusst für das Kopftuchtragen entschieden haben, eine Vorbildrolle in deutschen Frauen sehen, die „sich erfolgreich gegen die Dominanz der Männer durchgesetzt“ hätten (105, aus der Zitation einer Interviewten). Es ist sehr schade, dass eben diesem Sachverhalt nicht mehr Gewicht verliehen wird, da er doch einigen ‚Sprengstoff‘ enthält: Gerade kopftuchtragenden Frauen wird in der Regel ja ihre Integrations- und Emanzipationsfähigkeit aberkannt. Toprak behauptet, „das Selbstverständnis und die Selbstverortung der Frauen widersprechen dieser These [im Koran seien Frauen und Männer nicht gleichgestellt, M.H.] eindeutig, denn in der Alltagspraxis achten die Frauen nicht darauf, was im Koran steht oder nicht“ (105). Ein Bezug auf den Koran mag

tatsächlich keine besondere Relevanz für muslimische Frauen mit niedrigem Bildungsniveau haben, da sie sich meist unhinterfragt an Traditionen orientieren. Allerdings bleibt hier etwa das wissenswerte Faktum ausgespart, dass Musliminnen höherer Bildung sich nicht nur in muslimischen Ländern, sondern auch in Deutschland mit der Re-Interpretation religiöser Texte zu ihren Gunsten auseinandersetzen – entgegen den Auslegungen mit einem sie benachteiligenden traditionalistischen bzw. männlichen *bias*. Immerhin jedoch hielt der Autor an anderer Stelle fest, dass „[d]as Tragen eines Kopftuchs ... nicht nur als Selbstbewusstsein gedeutet [werden kann, M.H.], sondern als ein Signal für reflexive Religion, *die anschlussfähig ist an die säkulare Mehrheitsgesellschaft*“ (25, Hervorh. durch M.H.).

Hinsichtlich des Titels der Publikation gehört zu den interessanten Ergebnissen der Studie, dass die Muslim_innen sich selbst überwiegend positiv in der Gesellschaft verorten, sich „für gut oder angemessen integriert“ (163) halten und daher mit Überraschung auf die Debatte um ihre Integrationsunwilligkeit reagieren – oder mit Ärger. Der Begriff ‚Integration‘ bedeutet für sie in erster Linie eine strukturelle, sprich: wirtschaftliche Partizipation, soziale Aufstiegsmöglichkeiten und Bildungschancen. Eine gelungene strukturelle Integration wird mehrheitlich als die *Voraussetzung für eine soziale Integration* betrachtet. Ärger resultiert dementsprechend aus den Diskriminierungserfahrungen wie z.B. bei der Arbeitsplatz- oder Wohnungssuche. Eine identifikatorische Integration wird von einigen der Befragten „mit dem Verlust oder der Aufgabe der eigenen Werte und Normen, der Religion und Sprache in Verbindung gebracht“ (166) und als assimilatorisch abgelehnt; für die Mehrheit ist es allerdings kein Widerspruch, „sich mit zwei Ländern zu identifizieren“ (163). Menschen mit muslimischem Migrationshintergrund ziehen sich vor allem dann ins eigene Milieu zurück, wenn sie länger andauernd Misserfolge oder Benachteiligungen im Zuge der negativen Rezeption des Islam in Politik und Öffentlichkeit erleben. Um die scheinbar festgefahrene Situation zwischen der so genannten Mehrheitsgesellschaft und muslimischen Migrant_innen zu lösen, mahnt der Autor in seinem „Fazit“ u.a. deren Einbeziehung auf kommunaler Ebene an und appelliert gleichzeitig an die Betroffenen, ihre wenig konstruktive Opferhaltung aufzugeben.

Auf eine gänzlich neue Ebene der Integrationsdebatte führt Topraks Abhandlung nicht. Doch sie erlaubt den Schluss, dass nicht die Religionszugehörigkeit an sich für soziale Probleme muslimischer Migrant_innen verantwortlich zu machen ist, sondern unreflektierte patriarchalische Traditionen, mangelnde Bildung, fehlende Informiertheit oder misslungene strukturelle Integration und damit im Zusammenhang: Diskriminierungserfahrungen durch die Mehrheitsgesellschaft. Trotz der erwähnten Abstriche kann die Publikation empfohlen werden, um sich einen schnellen und bislang wohl einmaligen Überblick über die Bandbreite der eingangs erwähnten Themen aus der ‚Innensicht‘, dabei vornehmlich des muslimischen Arbeitermilieus in Deutschland, zu verschaffen.